Geschichten aus dem Wedding

Suchen

MEHR BEITRÄGE
Alle Artikel, Seite
Alle Artikel, Seite Wiedergeben
Neue Artikel
Kategorieliste, alphabetisch, Hierarchie

ARCHIVEN
Archivliste

Stille machen

Kategorie(n): Leben, Wedding

Dann Zeichenlänge ungefähr ohne Meinung ist Mal Kamen Und wurden Sind Und Ihnen Zwischenmenschlichkeit Kommunikation Stille Und Ich Ich Ich

Hohlräume

2 Antworten

Der Parkplatz zwischen Dronthеimer und Tromsöer Straße an einem Sonntag: vereinzelt Autos, kaum ein Mensch. Hinterm Einrichtungsmarkt, bei den Millionenhaufen und Palettentürmen fahre ich Rollschuh, erreiche schnelle, enge Runden, den Blick auf den Asphalt geheftet, der an dieser Stelle, aber nur an dieser Stelle, warum auch immer, besonders fein strukturiert und glatt ist. Als ich stoppe, steht da ein Mann, wenige Schritte entfernt. Er hält zwei Metallstäbe: knapp einen Meter lang, aus Kupfer, offenbar Schwichdrähte, an einem Ende um 90 Grad gebeinkt, wodurch eine Art Griff entsteht.

Der Mensch beut sich auf, sammelt sich, guckt in eine unergründliche Ferne. Die Sträbte hält er in den Fäusten wie ein schussbereiter Pistolero zwei langläufige Knarren. In seine millimeterkurzen Haare hat jemand rechts und links einen Scheitel rasiert. Er atmet durch und läuft langsam los, gemessenen Schritten, als nähere er sich einem Gegner zum Duell. Am unteren Saum seiner Jeans, über den Absätzen, hopsen zwei rechteckige, knallrote Flicken hinterher – was vermutlich keine Bedeutung hat, doch sind sie zu auffällig, um sie nicht zu erwähnen.

Der Mann wirkt konzentriert. Alle paar Sekunden schwingen die Schweichdrähte in seinen Fäusten nach rechts oder links. Dann hält er an, richtet die Stäbe neu aus, läuft weiter.

Hallo?

Er sei Archäologe, sagt er. Mit den Stäben könne er Gräber finden. Hier, hintern Einrichtungsmarkt?
Hier übe er nur. Wenn beide Sträbte nach innen schwingen, erklärt er, zeigten sie einen unterirdischen Hohlraum an. Schwingen sie nach außen, stehe er auf einer Wasserader.
Unter diesem Asphalt, hintern Einrichtungsmarkt, befinden sich also Hohlräume und Wasseradern?
Hundertprozentig. Für gewöhnlich arbeite er im Libanon, dort habe er auf diese Weise etliche Schätze gefunden, einmal ein römisches Grab in 36 Meter Tiefe.

Ich nicke andächtig. Habe schon gehört und gelesen von Wünschelrutengängern und Wasseraderfindern – die Wissenschaft schlichet deren Wirksamkeit nicht ganz aus. Endlich treffe ich mal einen.

Ein Windstoß treibt eine Plastiktüte über den Parkplatz, bläst sie auf, lupft sie ein paar Zentimeter hoch. Erinnert an den Film „American Beauty".

Kann man das lernen, will ich den Stäben? Ja, sagt er, er habe einen Lehrgang besucht: sieben Tage, 1700 Euro, allerdings nur für Hohlräume. Wasser – er guckt mich erst an – kann nicht jeder.

In „American Beauty" filmt ein träumerischer, junger Mann, wie eine zarte, weiße Plastiktüte, von Wind getrieben, minutenlang durch die Luft schwebt und tanzt. Er zeigt das Video einer Freundin. Zum ersten Mal versteht sie ihn. Sie greift nach seiner Hand. Eine wunderschöne Szene.

Er habe auch schon Riesenmenschen gefunden, sagt der Mann. Ein einzelnes Fingerglied – er deutet eine Strecke vom Boden bis zur Raienspitze an – sei ungefähr so groß gewesen. Knirsch. Der Film, den ich gerade innerlich drehe, über Menschen mit fantastischen Fähigkeiten, bekommt böse Kratzer. Im Jemen und in Südarabien, sagt er, habe man etliche Riesenmenschenskelette gefunden. Um einen einzelnen dieser Schädel zu heben, seien sechs Männer unserer Größe nötig gewesen. Er lächelt beruhigend wie jemand, der gewohnt ist, in entgleiste Gesichter zu schauen. Und ha ja, es werde ja immer noch gestritten, wie die ägyptischen Pyramiden gebaut wurden. „Dabei – ist doch klar." Dann verschwindet er ums Eck, grublos, in eine Gasse, an die Werkstätten grenzen. Nach ein paar Sekunden rolle ich hinterher. Er ist weg.

Die Tüte, die der Wind vor dem Einrichtungsmarkt umhertreibt, ist nicht fast, es ist eine große Aldi-Tüte, eher plump und schwer. Wirkliche Schönheit will sich nicht einstellen. Ein Windbeutel. Und erst jetzt fällt mir das Warnschild auf, das an der Mauer hängt, vor der der Mann mit den zarasierten Scheitels auf- und abläuft „Vorsicht, Staplerverkehr."

Dieser Beitrag wurde unter Allgemein abgelegt am 18. Februar 2015.

Liebe im Strudel der Städte

Hinterlasse eine Antwort

Fünf, sechs Feuerwehrleute stehen in voller Montur auf der schmalen Pankebrücke und gucken mehr oder weniger gelangweilt in verschiedene Richtungen. Zwei lehnen am Geländer, ein besonders Stämmiger beobachtet das Flüsschen darunter. Was hier los sei, frage ich. Der Stämmige: „Wir dürfen über unsere Einsätze nicht reden."

So beginnt ein Tag, der mich auf Umwegen in die Londoner U-Bahn und schließlich nach Belgrad führt.

Der Stämmige betrachtet im flachen Wasser einen schwarzen Rucksack, von der Strömung umspült, dasselbe schimmert glasig vom sandigen Grund eine Geldkarte und ein Bibliotheksausweis. Einer der Feuerwehrmänner trägt Angelrhosen. Sind die hier, um den Rucksack zu retten?

Unversehrtheit beginnt ein junger Mann zu erzählen, der etwas abseits steht. Seine Augen sind weit aufgerissen, als stünde er unter Schock. Sein Rucksack sei gestern gestohlen worden, sagt er, er habe ihn im vorderen Raum der Galerie abgestellt, in der er gerade Bilder für eine Ausstellung hängte, er sei kurz nach hinten gegangen und als er zurückkehrte, war der Rucksack weg. Heute morgen habe ihn ein Freund angerufen, der in der Panke einen herrenlosen Rucksack entdeckt hatte und glaubte, es könne seiner sein. Und tatsächlich, es ist seiner.

Was für eine Ausstellung? Fotos, sagt er, seine Fotos, heute Abend ist die Eröffnung, in der Galerie „Made in Wedding", Koloniestraße, wenn ich Lust habe, könne ich ja kommen. Seine Name: Benjamin Renter.

Ich mag es, wenn ein Mensch, der vertrauenswürdig scheint, mir die Hand reicht, mich in eine Gegend führt, die ich nicht kenne. Ich folge solchen Hinweisen mit einer Lust, die man für den Glauben an einen Wink des Schicksals halten könnte. Vielleicht bin ich aber nur froh, wenn ich nicht lange grübeln muss, was ich als Nächstes tun soll.

An Abend bei der Ausstellungseröffnung sagt Benjamin, er fotografiere, wie wir auf Wege gelenkt werden, ohne dass wir es merken.

Ein Foto zeigt vier ältere Damen mit Einkaufstaschen, die über einen Zebrastreifen gehen. Die schauen sich nicht an, haben anscheinend nichts miteinander zu tun, doch gehen sie in genau gleichen Abständen hintereinander, mittlich versetzt, als folgten sie einer geheimen Choreografie. In einem betonverwöhnten Urlaubsort an der Costa Blanca sitzen als einzige Menschenseelen weit und breit zwei Paare auf Bänken, und es scheint zur einen einzigen Grund zu geben, sich in dieser Gegend aufzuhalten: die Bäume, die jemand in den Zement geschraubt hat.

Benjamins Augen waren nicht nur auf der Pankebrücke weit aufgerissen, sie sind es immer. Als stünde nichts, kein Filter, keine Gitterstäbe, kein Sicherheitsabstand zwischen ihm und der Welt. Und als würde das, was er siebt und fotografiert, während er sich auf verschiedenen Kontinenten durch die Straßen treiben lässt, als würde ihn das erschrecken: Menschen, die sich durch Mauern, Bordsteine, Straßenschluchten, Schilder, Geländer, Fassaden einschränken lassen. Die Steinen und Pegeln gehorchen. Die durch die Städte laufen wie Rädchen in einer „Architektursmaschine".

Benjamin findet, Architektur zwinge uns Wege auf. Die entmündige.

Hm. Und wenn es umgekehrt wäre? Vielleicht schaffen erst vorgeschriebene Wege und Begrenzungen Freiräume für unvorhergesehene Begegnungen. Gäbe es zum Beispiel die Pankebrücke nicht, hätte der Rucksackdieb sich hinderlaufen können, wären Benjamin und die Feuerwehrleute (waren sie wirklich nur wegen des Rucksacks da?) nicht gekommen, wäre ich ihnen nicht begegnet und in dieser Ausstellung gelandet, die mir gut gefällt.

Auf meinem Lieblingsbild strömen Dutzende Menschen in einen Londoner U-Bahnschacht. Rechts und links vom Geländer stehen wie Einweiser Zeitungsverkäufer, die Nachrichten in die Menge reichen. Es ist Morgen, die Menschen gehen zur Arbeit, die meisten Köpfe sind gesenkt. Aber sie sehen nicht aus wie Maschinenteile. Die Gesichter sind konzentriert, man kann in ihnen lesen, darin kirkulieren Kosmen voller Sorgen und Ideen, Ängste und Erwartungen.

In der Mitte der Menge führt eine junge Frau über eine Freisprechanlage ein Telefongespräch. Sie gestikuliert, es scheint, als würde sie die Menschen hinab in den Untergrund dirigieren. Ihre Handflächen sind dabei der Brust zugewandt, die Finger gespreizt, die Gehenn in ihren Handrücken spannen sich, als würde sie so die Kraft finden, einen Gedanken auszudrücken, der ihr am Herzen liegt.

Vielleicht ist es gar nicht so wichtig, ob man in eine Richtung aus vermeintlich eigenem Willen läuft oder fremdgesteuert. So wie es oft unklar ist, ob man einen Weg sucht, oder ob die Wege einen finden, ob man von unsichtbaren Fäden wie eine Marionette gezogen wird, oder ob man einem Faden folgt. Vielleicht kommt es nur darauf an, wie wir die Luft zwischen den Maserm mit Leben füllen. Und wem wir unterwegs begegnen.

So wie es Benjamin Renter in Belgrad geschehen ist. Etwas Unwiderstehliches, eine Art Strudel zog den Fotografen zwischen die Mauern der serbischen Hauptstadt. Neuemal ist er dorthin gereist, in die Stadt, die einen Krieg hinter sich hat und nichts verpassen will. „Die Menschen arbeiten hart, sie sind kommunikativ, sie erzählen Geschichten", sagt er. „Belgrad ist laut, die Stadt macht sichtig." Irgendwann lernte er Saskia kennen. Sie studierte, jobbte nebenbei in Hostels und Klamottenläden, arbeitete ohne zu jammern elf Stunden am Tag und fand außerdem Zeit für ihre Freunde. Benjamin hatte das Gefühl, angekommen zu seinz im Zentrum des Strudels. Er verliebte sich.

Vor kurzem gingen sie zum Standesamt und unterschrieben, dass sie von nun an gemeinsame Wege gehen wollen. In Wedding, entlang der Panke, und von hier aus, auf weichen verschlungenen oder ausgetretenen oder beschränkten Pfaden auch immer, in den Rest der Welt.

Benjamins Fotos sind zu sehen auf: www.renterphoto.de.

Dieser Beitrag wurde unter Allgemein abgelegt am 7. Januar 2015.

Engelstrompeten und Gerechtigkeit

Hinterlasse eine Antwort

Mein Nachbar Dirk macht sich Sorgen, dass er aus Versehen den Hund im Erdgeschoss vergiften könnte. Er kommt gerade vom Einkauf bei Penny, den Hähnchenpreise im Schlepptau. Er ist 60. Auf dem Kopf trägt er ein Gebäck roter, drahtiger Haare, aus dem ein Paar blauer Augen hervorlugen. Kirnert ein bisschen an Rübezahl. Mit gerunzelter Stirn blickt er hinauf zu seinem Balkon, wo hochaufgereckt Engelstrompeten stehen und aus trichtergroßen Blüten ihren süßlichen Mandelduft über den Wedding pusaunen. Er liebe den Duft, sagt er. Problem sei nur: Die Blüten sind giftig.

Ab und zu fällt eine runter. Der Schäferhund von unten spielt damit, schüttelt sie in seiner Schnauze, wirft sie weg, holt sie wieder. Was ist, wenn der sich durch seine, Dirks, Blüten vergifte? Dirk denkt über eine Netzkonstruktion nach, mit der das Fallende Gift auffangen kann.

Eine Gruppe aufgekratzter Jungen stürmt vorbei, Zehn- oder Elfjährige. Der Hund lehnt an der Balkonbrüstung und bellt. Die Jungs rufen „hundi", Dirk guckt miesmutig. „Das muss doch nicht sein." Er meint die Kinder. Findet es nicht gut, dass sie ein unschuldiges Tier erschrecken. Man solle niemanden ärgern, sagt er.

War er in seiner Kindheit nicht auch übermütig, hat er nicht Klingelstreiche gespielt oder so? „Nein." Nie etwas kaputtgemacht? Nein, er sei so erzogen worden, dass Dinge etwas wert sind. Und gegroggelt? Hat er sich nie gegroggelt? Seine großen Augen schauen nich an. „Oooch. Hab dafür auch im Bau gesessen."

Und dann erfahre ich, wer Rübezahl mal war. Oder immer noch ist? Zweieinhalb Jahre hat er wegen Körperverletzung gesessen. Er war Rocker. In keinem Club, nicht bei den Hells Angels oder so – die Vereinsmeierei mit Statuten und Präsidenten mählen war nicht sein Ding. Er wollte frei sein. Von solchen freischaffenden Rockern gab es einige, oft sind sie gemeinsam nach Skandinavien gedonnert, 15 Mann und mehr, Dirk auf seiner 900er BMW, später auf einer 1100er Honda Goldwing. In der rauen Natur des großen, weiten Nordens haben sie sich wohl gefühlt.

Zuhause, im steinigen Westberlin, war es enger. Da trat man sich schon mal auf die Füße.

Aber er habe sich nur mit Rockern geschlagen, nie mit Unbeteiligten, und es ging „nie um Lariat". Worum ging es? „Um Gerechtigkeit." Wie nah der Mensch aus nach der Schlägerei, wegen der er eingebuchtet wurde? „Ja ja, ich bin Kinger, Boxer, Gewichtheber – und Metzger. Fanatte dir vorstellen, wie der aussah." Ich sende Fragezeichen. „Der war Matsche."
Wir rauscht ein Bild durch den Kopf: Rübezahl hinter der Theke beim Bearbeiten von Frischfisisch. Anschließend mache ich mir Sorgen um dem Fischhändlerstand unserer bisher herzlichen Nachbarschaft. Ich frage: Hat der Typ bleibende Schäden davongetragen? „Nee." Der habe auch gewusst, warum er sich was einfing. „Ich war im Recht. Jedenfalls aus damaliger Sicht."

Später hat er noch ein Jahr wegen Meineids gesessen, weil er einen Rockerkumpel nicht wegfreifen wollte. Damals hatten sie ja noch alles untereinander geregelt, da habe man sich vertraut, ein Wort und ein Handschlag genügten. Heute würde man alles mit Anwälten und Verträgen regeln – findet er schwierig. Dann verschwindet er mit seinem karierten Einkaufsroller in Treppenhaus, schleppt ihn mit seiner ladierten Hüfte nach oben und überlegt, wie er die Engelstrompeten mit einem Sicherheitsnetz auffangen könnte.

Dieser Beitrag wurde unter Allgemein abgelegt am 17. Dezember 2014.

← Ältere Artikel

Diesen Blog läuft Mit WordPress